7. Oktober 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 228

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(31. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Beim Mittagessen erzählte Christof: „Leuchtenberg sagte mir unerwartet ab, er mußte nach Wien. Und allein wollte ich nicht nach Reutten, trotzdem er es mir anbot.“ Ruth und Anna fühlten, daß er log, daß es eine Ausrede war. Aber Großvater und die Eltern glaubten ihm. Dann war ja alles in bester Ordnung.

Gleich nach Tisch änderte sich die Verteilung in Golmitz. Carla schob ihren Arm in Aennes und zog sie über die Verandatreppe in den Park. Und Aenne folgte ihr willig.

„Hab ich recht, Kleine,“ sagte die Aeltere, als sie außer Hörweite waren, „wir wollen die beiden ein bißchen allein lassen, nicht wahr?“

Ganz erstaunt blickte Anna auf: „Woher weißt du, Carla?“

„O, ihr Schäfchen, ich hab doch auch meine Augen im Kopf. Ich würde mich überdies sehr freuen, wenn es glückte. Christof hätte eine unbändiges Glück. Für mich waren Zimmers nichts. Aber ich bin auch anders wie ihr.“ Einen Augenblick überlegte sie, ob sie die Schwester ins Vertrauen ziehen sollte. Es hätte so gut getan, sich aussprechen zu können. Aber dann hielt sie die Worte zurück. Es sollte Gheimnis bleiben. Für jeden. Gegen jeden. Ihr und sein Geheimnis. Aber über ihn reden konnte sie wenigstens mit Aenne — gleichgültiges Zeug über ihn. Auch das war schon gut, auch das half schon. So fing sie von den Regenanlagen an. „Die müßtet ihr euch wirklich ansehen. Wrangel hat jetzt die ersten Röhren verlegen lassen. Vom Seeufer bis zum Schlag achtundzwanzig, der immer zu trocken ist. Da soll Winterroggen hin, und nun will er den Boden erst gar nicht verstauben lassen.“

Wie gut sie Bescheid weiß, dachte Anna. — — —

Oben auf der Veranda waren Christof und Ruth allein geblieben. Die Eltern Falkenberg und der Großvater hatten sich zurückgezogen. Sie war befangen. Es erschien ihr so unwahrscheinlich, daß Christof plötzlich hier saß, neben ihr. Sie dachte an die tausend Gespräche, die sie mit Anna über ihn geführt hatte, über ihn, den Fernen. Und nun, da er da war, war es ihr unheimlich, daß sie sich vor seiner Schwester so entblößt hatte; ihr war, als müßte er wissen, was sie gesprochen hatte, wie sie dachte, wie sie fühlte. Er aber war ganz harmlos, war nur voll behaglicher Heimatfreude, in die er sie mit einschloß. Eine von Großvaters guten Zigarren paffte er in die Luft. „Sie lassen euch natürlich alle grüßen; Kähls, der Alte, Fritz, Margot und Lisa. Und dann Hermann. Das heißt: ihn sprach ich am letzten Tage nicht mehr, ich fuhr ziemlich Hals über Kopf ab. Er hat überdies etwas Neues vor. Der alte Kähl will das Hotel aufstocken, und da macht er die Pläne. Du wirst dich wundern. Er hat sich sehr verändert, ist mächtig sicher und selbständig geworden, hat sich einen neuen Freund zugelegt, auch einen Malersmann; einen netten Kerl übrigens.“

„Was macht er für Pläne?“

Christof paffte weiter und erzählte. Erzählte auch von Fritz und daß Hermann viel mit ihm gesprochen hätte.

Da horchte Ruth auf. „Und Lisa?“ fragte sie.

„Gott, Lisa — sie sollte sich lieber die Haare wieder wachsen lassen, der Bubikopf steht ihr nicht.“ Das war alles.

Ruth atmete auf. Sie dachte an Aenne, nur an Aenne. Also mit Lisa war Hermann scheinbar nicht viel zusammen gewesen, sonst hätte Christof es sicher erzählt. Er war ja so schön im Zuge. Sie konnte die Freundin etwas beruhigen.

Dann aber wurde sie plötzlich unsicher, erblaßte ein wenig. Alle Namen hatte er genannt, nur einen nicht, den der Frau Aufhäuser. Sollte sie nach ihr fragen? Ein paarmal setzte sie an, sie brannte vor Neugierde, denn hier lag ihr Schicksal. Und doch wagte sie nicht an diesem Punkt zu rühren. Sie konnte nicht mit ihm über etwas sprechen, das sie als nicht sauber empfand. Nicht einen Augenblick zweifelte sie, daß er ihretwegen in Oberstdorf gewesen; ja, sie wußte: er hatte jene dort geküßt. Sie sah auf seine Lippen — die hatten die andere berührt und konnten nun hier so ruhig sprechen. Wie war das möglich?

Aber wie war es auch möglich, daß sie eigentlich keine Eifersucht mehr empfand, daß sie sich nicht vor dem Munde scheute, der doch einer anderen gehört hatte? Mußte er sie nicht abschrecken? Er tat es nicht.

Und Christof saß da und schwatzte, plauderte und ahnte nichts von dem Kampf, den ein Mädchenherz ihm gegenüber durchfocht und durchlitt. — — —

Vom nächsten Tage ab steckte er wieder vor- und nachmittags mit Axel Wrangel zusammen, saß mit ihm im Rentamt, ritt mit ihm über die Felder. Und auch abends war er selten zu Tisch; er pürschte. „Ich muß doch das Rotwild überhören,“ sagte er, „ich hoffe, Großvater gibt mir in der Brunft einen Hirsch frei.“ Wenn er dann gegen neun heimkehrte und nachserviert bekam, saßen Carla, Anna und Ruth mit ihm am Tisch und leisteten ihm Gesellschaft. Er mußte berichten, was er gesehen, was der Förster sagte.

„Du könntest uns eigentlich einmal mitnehmen,“ meinte Carla.

Aber er wehrte ab. „Wenn wir zu viert losziehen,

machen wir ja das ganze Revier mobil. Rotwild will seine Ruhe haben."

„So nimm doch wenigstens Ruth mit, ihr ist es doch neu." Wieder war es Carla, die sprach.

Er blickte kaum von seinem Teller auf. „Wenn es Ruth Freude macht, gern. Aber erst muß ich mich noch ein wenig umsehen, damit es keine unnötige Lauferei gibt."

Wenige Tage später bekam Ruth einen Brief von Hermann. Der Bruder fragte, ob Christof dort eingetroffen sei. „Hier ist er ohne Abschied plötzlich fortgefahren. Auch Frau Aufhäuser hat unsern Kreis verlassen, sie kommt nicht wieder nach Berlin, ist zu ihrem Vater nach Luzern zurückgekehrt. Es ist kein Verlust für hier und erst recht keiner für die Josephinenstraße. Ich stecke jetzt fest in der Arbeit, die Münchener Architekten sind hier. Wenn Christof dort ist, kann er Euch das Nähere erzählen. Es macht mit eine unbändige Freude."

Von Lisa kein Wort.

Ruth stürzte mit dem Schreiben zu Anna. Und sie lagen sich in den Armen. Die Herzen waren ihnen so voll und so leicht.

So ging wieder eine Augustwoche ins Land, die letzte. Frau von Zimmer war längst in Kissingen. Auch sie schrieb, aber nicht, wie Ruth fürchtete, daß sie hinkommen sollte. Im Gegenteil: „Bleibe Du nur in Golmitz, wenn Du Dich dort so wohl fühlst und weißt, daß Du niemandem zur Last fällst. So lange Papa noch hier ist, halte ich es schon aus; dann bitte ich vielleicht Hermann, ein bißchen zu mir zu kommen, es ist ja ein Katzensprung von München, und in Oberstdorf wird er wohl bald Schluß machen. Hat er Dir geschrieben, wo er im Winter bleiben will? Es scheint mir nicht so, als ob er die Absicht hat, noch weiter bei Professor Wolff zu studieren."

Nein, der Bruder hatte ihr nichts geschrieben. Aber sie setzte sich gleich hin und verfaßte ein diplomatisches Schreiben. „Ich glaube, die Eltern würden sich sehr freuen, wenn Du wenigstens für ein paar Wochen wieder in die Josephinenstraße zurückkehrtest." Die Eltern schrieb sie, und Anna meinte sie. —

Der letzte Augusttag brachte die große Ueberraschung. Vor dem Abendessen warteten sie im Saal auf den Hausherrn und Baron Wrangel, warteten erstaunt, denn der alte Herr war sonst pünktlich auf die Sekunde. Endlich kam er mit Wrangel zusammen. Er bat um Verzeihung und trat hinter seinen Stuhl, blieb stehen, bis die Damen Platz genommen hatten. Erst dann setzte auch er sich.

„Ich bitte nochmals um Vergebung," sagte er, „ich hatte aber mit Baron Wrangel noch einiges zu erledigen. Er hat mich um Urlaub gebeten, den ich ihm um so lieber bewilligt habe, als er mir sagte, daß er dir, Christof, seine Vertretung voll und gern anvertraue und daß du auch bereit wärst, sie zu übernehmen. Das freut mich für dich, denn ich brauche dir ja nicht zu verhehlen, daß ich auf sein Urteil viel gebe. Ich trinke auf dein Wohl, mein lieber Junge, und wünsche dir eine gute Arbeitszeit. Auch auf Ihr Wohl trinke ich, lieber Wrangel, ich danke Ihnen für Ihre treue Hilfe und wünsche Ihnen gute Urlaubswochen. Sie haben sich die Ausspannung wacker verdient. In unserem Abendkreise werden wir Sie recht vermissen." Er machte eine kleine Pause, ließ seine Blicke über den Tisch gleiten. War es Zufall, oder sah er mit Absicht Carla ein wenig schärfer an? Dann fuhr er fort: „Und jetzt, Langermann, können Sie weiter servieren lassen." Seine Rechte glitt durch den dichten weißen Vollbart, um seine Lippen lag ein feines Schmunzeln.

Carla hielt den Kopf tief gesenkt. Niemand sollte sehen, daß ihr alles Blut aus dem Gesicht gewichen war. Sie zitterte. Also er fuhr fort, fuhr auf Wochen fort, ohne ihr vorher etwas zu sagen. Fuhr morgen vielleicht schon, hatte wohl bereits alles an Christof übergeben. Und vielleicht kein Wort des Abschiedes außer einem förmlichen „Auf Wiedersehen, Gräfin" in Gegenwart der andern. Und was sollte weiter werden? Wenn er nach Golmitz zurückkehrte, war sie mit den Eltern längst wieder in der Josephinenstraße. Wann sah sie ihn wieder? Wann — wann? Wie sollte sie es aushalten? Und wo fuhr er hin?

Fragen, nur Fragen gingen durch ihren Kopf. Und auf keine fand sie eine Antwort. In ihren Ohren rauschte es, wie von ferne hörte sie das laute Schwatzen am Tisch. Vater sprach mit Christof, stieß mit ihm an, er war wohl sehr stolz auf den Sohn, zu dem Großvater solch Vertrauen hatte. Und Anna schloß sich dem Vater an: „Prost, Christof," rief sie über den Tisch, „du bist ja ein kolossaler Kerl. Alle Achtung!" Ja, Nenne, die hatte es gut, die hatte keine Sorgen. Dann kam auch Ruth und hob ihr Glas gegen Christofs. Plötzlich war Mamas Stimme da: „Also Sie wollen zu Ihrer Mutter nach Königsberg fahren, Baron Wrangel?" Er antwortete: „Ja, gnädigste Gräfin, ich habe meine Mutter fast ein Jahr nicht gesehen. Sie trägt sich mit dem Gedanken, von Königsberg fortzuziehen. Das Klima bekommt ihr nicht, früher war Mutter ja immer im Winter im Süden, das geht nun nicht mehr." — „Wo will Ihre Mutter denn hinziehen?" — „Ich möchte sie gern in meiner Nähe haben, vielleicht nach Potsdam oder auch nach Eberswalde. Berlin selbst ist für sie nichts, sie wird bald zweiundsiebzig."

Hatte er die letzten Sätze lauter gesprochen? Waren sie für sie bestimmt? Noch tiefer sank Carlas Kopf. — Seine Mutter! Daß sie noch nie an sie gedacht hatte. Seine Mutter . . . zweiundsiebzig . . . mit weißem glatten Scheitel . . . kleiner als er . . . aber seine Augen hatte sie sicher, seine klaren, lichten Augen. Und viele liebe, gute alte Falten im Gesicht . . . und lange, schmale, feine Hände. Seine Mutter . . .

„Darf ich den Teller fortnehmen, Komteß?" Langermann flüsterte es an ihrem Ohr.

Carla fuhr auf. Sie nickte heftig. Der Teller verschwand. Scheu blickte sie um sich; hatte auch niemand bemerkt, daß sie die Suppe unberührt gelassen hatte? Da drohte ihr der Großvater lächelnd mit dem Finger: „Na, Carla, keinen Appetit heute? Prost, mein Mädel, trink mal einen Schluck, das hilft immer."

Endlos dauerte heute das Essen. Sie waren alle in so froher Stimmung. Und dann ließ Großvater auch noch Sekt kommen und immer wieder die Gläser füllen. Er schien besonders guter Laune, scherzte mit Anna, trank auf Ruths Wohl, „unserm lieben, lieben Hausgast und Ihren Eltern meine besonderen Empfehlungen". Dann wandte er sich von neuem an Axel: „Also, wenn mir der Christof etwas versieht, hole ich Sie telegraphisch zurück, mein lieber Wrangel." — „Da habe ich keine Sorge, Herr Graf." Wie frei und unbekümmert Axels Stimme klang. Wenn doch nur erst alles vorüber wäre, dachte Carla.

Und dann war es vorbei. In der roten Veranda stand wie stets Portwein und Kaffee. Die Tür nach dem Park war noch offen, der Abend war lau wie im Hochsommer. Großvater lehnte sich in den Türrahmen und sah in die tiefe Dämmerung hinaus. Ganz langsam schlürfte er seinen Kaffee. Dann rief er: „Carla, du könntest meine Tasse mal fortstellen." Und als sie dicht vor ihm stand, sagte er leise: „Ich möchte noch ein paar Schritte gehen, begleitest du mich?" Wieder war das Lächeln in seinen Augen. Etwas unsicher war Carla zumute, als sie sagte: „Gern, Großvater."

(Fortsetzung folgt)

Haifische

Von Richard Huelsenbeck.

Z. Sie wissen so gut wie ich, daß es mit dem Baden in den tropischen Meeren nicht weit her ist. Erstens ist das Wasser zu warm, man ist nicht erfrischt, und zweitens bringt einem der hohe Salzgehalt Jucken und Nesselfieber. Ja, und dann bleibt noch eine Kleinigkeit: die Haifische.

In Long Beach, bei Porto Plata, hat man etwa fünfzig Meter vom Strand entfernt ein Holzbrett im Wasser verankert. Darauf soll man sich ausstrecken, wenn man vom Schwimmen ermüdet ist. Man soll in den starren tropischen Himmel sehen und sich beim Rauschen des Wassers, das sich an der großen Barre bricht, seiner Sicherheit freuen. Denn über die Barre ist noch kein Haifisch gekommen. Selbst, wenn man einkalkuliert, daß „noch nie" hier soviel bedeutet wie zwei, höchstens drei Jahre, so war ich doch, was die Haifischgefahr angeht, völlig beruhigt, als ich meine Kleider an dem alten Papayabaum aufgehängt hatte und mir das Wasser über die Zehen rieseln ließ.

Sie wissen, daß ich damals kurz vor meiner Heirat mit Miß Cora Madson stand. Der alte Madson, mein jetziger Schwiegervater, war immer ein Mann von höchster Genauigkeit. Er hat es nie vergessen, daß als ich das erstemal auf ihn zutrat, bei mir drei Westenknöpfe aufstanden. Wenn seine Frau, Gott hab sie selig, fünf Minuten zu spät zum Essen kam, wies er ihr nach, daß schon ihre Großeltern einen schlechten und unordentlichen Charakter hatten. Er selbst hat sich sein Vermögen dadurch erworben, daß er einmal ein Börsentelegramm zwei Minuten pünktlicher nach New York geschickt hat, als es ihm von seinem Makler aufgetragen war. In Madsens Wohnung hängen dreißig Uhren; er ist das, was man einen Zeitfetischisten nennt.

Als ich ins Wasser ging, wußte ich, daß ich Cora Madson am nächstfolgenden Tag vormittags um elf Uhr heiraten würde. Denn um diese Zeit und keine Minute eher oder später war der alte Alfonso, der Neger, der die Standesamtsgeschäfte machte, bestellt worden. Da er häufig betrunken war und man niemals wußte, ob man nachmittags noch mit ihm sprechen konnte, war es schon seinetwegen notwendig, den Termin genau einzuhalten.

Sie werden mir zugeben, daß Cora heute noch die schönste Frau der Republik ist. In dem Zeitungsbericht über den Ball, den wir kürzlich in Santiago de los Cavalteros hatten, wurde sie mit einer Kamelienblüte verglichen. Wunderbar! Und wie richtig! Damals, mein Lieber, war ich in einer Weise in sie verschossen, wie man sich das später als Ehemann gar nicht mehr vorstellen kann. Als ich in Long Beach ins Wasser ging, zitterte ich im Gedanken daran, daß nur noch einige Stunden fehlten, bis ich sie endgültig in den Armen halten würde.

Das Wasser war so heiß, daß sich schon nach einigen Minuten mein ganzer Körper mit einer juckenden Röte überzog. Das Meer war glatt und blau, der Horizont hatte die allen Kolonisten bekannte Farbe der hohen Regenzeit, eine Mischung aus Flieder und Schwefel. Wer Tropenaugen hat, kann aus der Intensität der Farbe am Vormittag schon das Eintreffen des nachmittäglichen Gewitters auf die Minute berechnen.

Ich schwamm mit langen Stößen hinaus, legte mich auf den Rücken und sah die Wipfel der Königspalmen, die in Long Beach ausgerichtet wie Soldaten den Sand säumten. Vorn am Strand ist das Wasser flach, man sieht die großen weißen Kiesel und zwischen ihnen dunkelgrüne Büschel von dem Golfkraut, das von hier über den Atlantik bis nach England treibt. Es gibt in Long Beach viele Fische, kleine, bunte, die wie Vögel aussehen, aber auch die großen Eßbaren, die überall in Westindien unter dem Namen Bonitos bekannt sind.

Ich schwamm um das verankerte Brett und dachte an Cora. Ich dachte damals eigentlich immer an Cora. Was mich sonst beschäftigte, war nur ein kurzes Fortsein von jenem Grundgedanken. Cora saß so fest in meinem Kopf, wie eines jener zinnoberfarbenen Korallenbäumchen, die sich an das Granitparkett des Meeresgrundes klammern.

Ich schlug mit den Beinen aufs Wasser, daß der Wasserstaub in der Sonne funkelte; Meer, Palmen und Himmel flossen vor meinen Augen zu etwas Großem und Freudigem zusammen. Ich hörte die Musik der Brandung. Ich war voll von Dankbarkeit über die ganze Schöpfung und natürlich hauptsächlich wegen der Tatsache, daß es ein Wesen wie Cora Madson auf dieser Welt gab, die allein schon durch sie, wie ich fest überzeugt war, ihre Größe und Unvergänglichkeit bewies.

Als ich auf dem verankerten Holzbrett ausruhte, sah ich hinter der Barre einen schwärzlichen Gegenstand auf dem Wasser treiben. Ich hielt ihn für eine Flasche oder Kiste, als er sich aber bewegte, merkte ich, daß er lebte. Ohne daß ich mir darüber klar war, wurde ich von starker Unruhe gefaßt. Sie stieg aufs höchste, als ich nach einiger Zeit einen zweiten „Gegenstand" bemerkte. Beide schwammen mit großer Schnelligkeit auf mein Floß zu.

Sie wissen es so gut wie ich: das Gefühl der Gefahr ist etwas sehr Kompliziertes. Es besteht aus Erstaunne, Angst, Gleichgültigkeit, Verzweiflung und was weiß ich. Die ganze Skala menschlicher Empfindungen spielt sich daran ab. Mein erster richtiger Gedanke nach der Feststellung, daß es sich um zwei riesige Haifische handelte, war, daß man die eine Hälfte der Neger nehmen müßte, um damit die andere windelweich zu prügeln.

Meine Lage war fürchterlich. Long Beach ist ziemlich weit von der Stadt entfernt, ich hatte hier oft gebadet und nie jemanden gesehen. Die Neger bekommt man auch mit Gewalt nicht ins Wasser, und Fremde gab es um diese Zeit in Porto Plata nicht. Vor dem nächsten Tage um elf konnte niemand mein Verschwinden bemerken. Bis dahin konnte vielerlei passiert sein. Erstens, und das war das Wahrscheinlichste, würde mich die Glut der Sonne erledigen. Zweitens bestand die Möglichkeit, daß ich vor Schwäche vom Brett fiel. Drittens war es möglich, daß die Haifische einen Angriff auf das vom Wasser teilweise überspülte Brett machten.

Die ersten Stunden waren die schlimmsten. Ich saß mit angezogenen Beinen. Die Badehose hatte ich abgestreift und als Sonnenschutz auf den Kopf gelegt. Nach einigen Stunden begann die Haut Blasen zu ziehen. Die Glieder hingen mir leblos am Körper herunter. Ich legte mich abwechselnd auf Bauch und Rücken und mußte dabei acht geben, daß ich die Beine nicht über das Brett hinausstreckte. Als ich es einmal tat, schoß einer der Fische auf mich zu und machte kurz vor mir eine so scharfe Wendung, daß ich vom schäumenden Wasser bespritzt wurde.

Am Nachmittag war ich dem Tode nahe, und es ist wirklich ein reiner Zufall, daß ich nicht vor Erschöpfung gestorben bin. Ich muß lange Stunden geschlafen haben. Als ich erwachte, war von den Haien nichts mehr zu sehen. Ob der Hunger sie fortgetrieben hatte oder was die Ursache gewesen war, ich weiß es nicht. Obwohl ich meine Augen bis zum Schmerzen anstrengte, konnte ich von ihnen nichts mehr entdecken.

Aber damit war ich keineswegs erlöst. Ich war so schwach, daß ich es mir nicht zutrauen konnte, die fünfzig Meter bis zum Strand zu schwimmen. Ich habe es dennoch getan. Wie es mir gelungen ist, ist mir heute noch unklar. Sie wissen, daß die tropischen Meere wegen ihres Salzgehaltes sehr gut tragen, das wird mich gerettet haben.

Als ich wieder zum Bewußtsein meiner selbst kam, war meine Umgebung verändert. Das Licht war klar und grau wie bei uns im Norden. Als ich in meinen Kleidern meine Taschenuhr fand, stellte ich die überraschende Tatsache fest: ich hatte eine ganze Nacht am Strand geschlafen. Die Erschöpfung hatte mich einfach hingehauen.

Jetzt zeigte die Uhr neun. Ich wurde von einer neuen Furcht gepackt, die zwar anders, aber nicht weniger groß war als die angesichts der Haifische auf meinem trostlosen Brett. Was geschah, wenn ich die Zeit auf dem Standesamt versäumte? Vom Strand bis zu meiner Wohnung brauchte ich mit meinen schwachen Kräften anderthalb Stunden. Das Umziehen würde mich, so schnell ich es auch bewerkstelligen konnte, eine halbe Stunde in Anspruch nehmen. Und dann, wenn ich mir telephonisch einen Wagen bestellte — wie ich es auch drehte, pünktlich konnte ich nicht dasein. Was würde geschehen? Wer Madson je gekannt hat, weiß, daß meine Ehe in Gefahr war.

Ich kann Ihnen ja hier sagen, was geschehen ist. Ich kam elf Uhr fünf Minuten an, und Madson wartete mit der Uhr in der Hand. Als ich etwas stotterte, schrie er mich an: „Ich weiß, ich weiß, Sie mußten erst Ihre Westenknöpfe annähen . . ."

Ich stand da wie ein Schüler. Ich nickte:

„Seit gestern vormittag war ich mit den Knöpfen beschäftigt und doch hätte fast die Zeit nicht ausgereicht . . ."

Madson sah mich an wie einer der Haifische in Long Beach.

König und Minister

Von Robert Hohlbaum

Mit sicherem Zugriff beschwört der aus Sudetendeutschland stammende Dichter Robert Hohlbaum in seinem neuen Roman „Stein. Der Roman eines Führers" (Albert Langen/Georg Müller Verlag, München. In Leinen gebunden 5,80 M.) das Lebensbild des großen preußischen Staatsmannes, der Deutschland aus schmachvollster Not zur Befreiung und zu neuer, wegweisender Ordnung emporführte. Die Gestalt dieses großen Deutschen ist hier nun endlich aus den Bezirken streng wissenschaftlicher Forschung herausgehoben und dem deutschen Volke in ihrer menschlichen Größe und ihrer politischen Bedeutung greifbar nahegerückt als unvergeßliche Verwirklichung wahren Führertums. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages bringen wir aus diesem ungewöhnlich spannend geschriebenen Buch den nachstehenden bezeichnenden Ausschnitt zum Abdruck.

„Wir müssen alle Kräfte in den Dienst des einen Zieles stellen: das Land von der feindlichen Besetzung zu befreien. Lieber als Bettler ein neues Leben beginnen, als unter diesem unerträglichen Druck langsam verfaulen!"

Der König bohrt den Blick in die Zahlenreihen des Konzeptes, das vor ihm liegt.

„Große Worte. Aber woher nehmen. Alles ausgepreßt. Krieg, Hafensperre, Besatzungskosten. Menschen können nicht mehr!"

„Sie können, Majestät, sie können, wenn sie sich von der letzten Schlaffheit des Gewohnten freimachen. Wenn sie dem Beispiel nacheifern, das von höchster Stelle aus ihnen gegeben wird. Ich weiß, daß Eure Majestät auf alle Einkünfte aus der Privatschatulle verzichtet, daß Sie das goldene Tafelservice in die Münze gesandt haben, daß an manchem Bürgertisch besser gespeist wird als an der Hoftafel, daß Ihre Majestät die Königin und Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Marianne ihre alten Kleider auftragen und auf jeden Schmuck verzichten ..."

In der harten Stimmung schwingt kaum merklich ein zärtlicher Ton.

Eckig wehrt des Königs Hand ab.

„Selbstverständlichkeiten. Nicht darüber reden. Haben selbst gesagt, alles dem einen Ziel dienen. Vorschläge!"

„Verpfändung der Domänen."

„Schwer, weil eigentlich ungesetzlich."

„Wir stehen unter dem Zwang eines höheren Gesetzes, Majestät!"

Tiefer bohrt der König den Blick. In dem schlichten, geradzügigen Gesicht spiegelt sich der Kampf dieser einfachen Seele, die von einer unfaßbaren Macht gezwungen wird, sich aus allem zu lösen, was ihr bisher Stütze und Halt war.

Schonend fährt Stein fort:

„Ich verstehe, daß Eurer Majestät dieser Entschluß nicht leicht fällt, aber er ist nötig." Ungeduldig wallt wieder sein Blut auf. „Unbedingt nötig! Alles muß versucht werden!"

„Wieviel bezahlt?"

„Mehr, als nach den Vorbesprechungen für die Räumung Schlesiens verlangt wurde, mit Einrechnung der Requisitionen und Kriegssteuern, die ausdrücklich als in der Summe begriffen, genannt wurden."

„Daru in Berlin anderer Ansicht, wie Haugwitz schreibt."

„Napoleon selbst hat es am Tage nach Jena unserem Unterhändler zugesagt."

„Scheint es vergessen zu haben. Können nichts machen."

„Eurer Majestät ist wohl bekannt, daß die Provinzen und größeren Städte sich bereit erklärt haben, in Wechseln und Pfandbriefen Haftung zu übernehmen. Ostpreußen stellt 7 Millionen Taler, Kurmark 8, Pommern 3, Schlesien 1, es kann nicht mehr leisten, auf dem Lande lastet die Besatzung am schwersten, die Kaufmannschaft von Stettin bietet 2 Millionen Francs, die von Breslau 15, die Banken in Berlin 15, in Elbing 3, in Königsberg 15, Memel 2, in Summa 52 Millionen."

„Weiß alles. Weiß auch, Haugwitz hat Daru referiert. Nimmt nicht an. Will bares Geld."

„Eure Majestät, ich muß in schuldiger Devotion bekennen, daß ich die Berufung dieses Mannes, dessen ganze Politik jämmerlich Schiffbruch gelitten, dessen Charakter, milde gesagt, ein schwankender genannt werden muß, zu der wichtigen Mission des Unterhändlers nicht verstehe, daß ihn niemand versteht, das ganze Land nicht . . ."

„Hat nichts zu verstehen! Bin König! Immer noch König! Bitte das respektieren!"

Die Gestalt Friedrich Wilhelms sinkt wieder in sich zusammen, tiefer senkt sich der Blick. „Habe Haugwitz scharf anfassen müssen, hat mir leid getan. Pflaster . . ."

„Gestatten Eure Majestät die Bemerkung, daß eine Sendung von solch ungeheuerlicher Verantwortung nicht vom Standpunkte einer noch so anerkennenswerten menschlichen Gefühlsregung aus vergeben werden darf!"

Friedrich Wilhelm errötet: „War nicht der einzige Grund! Lassen mich ja nicht ausreden in Ihrer Heftigkeit! Haugwitz den Franzosen angenehm. Hat gute Konnexionen mit ihnen, kennt alle Bankleute."

„Was leider sein Charakterbild nicht eben nach der besten Seite hin ergänzt. Ich bin der Meinung, daß allzu große Schmiegsamkeit nichts nützt, daß es im Interesse der Sache geboten erscheint, eine stärkere Persönlichkeit mit dieser Aufgabe zu betrauen." Stein erhebt sich, die gedrungene Gestalt reckt sich zur ganzen Macht. „Senden Sie mich, Majestät, an Haugwitz' Stelle! Ich kann meine großen Reformpläne ohnehin erst ausführen, wenn diese brennendste Frage geklärt ist, für deren Lösung meine ganze Kraft frei sein muß!"

Langsam zieht der König den Blick aus der schützenden Tiefe, sieht zu Stein auf, fühlt die Kraft, die von diesem sonderbaren, ihm oft ganz unverständlichen Manne ausgeht, zum ersten Male rein, ohne Furcht und Mißtrauen:

„Danke Ihnen. Wollen's versuchen. Nur —" nun regt sich doch leiser Zweifel, „glaube nicht, daß Lage allein durch Kraft zu klären ist. Werden mehr Eindruck machen auf Daru als Haugwitz, setze nicht in Zweifel. Aber sind manchmal allzu stürmisch. Wenig Geduld! Versprechen mir," nun huscht zum ersten Male ein scheues Lächeln über das verbitterte Gesicht, „Temperament ein bißchen zurückreißen! Dürfen mit Daru nicht so umspringen wie mit Ihrem König! Wird sich das nicht bieten lassen, ist ein höherer Herr wie ich!"

Bedächtig streckt sich die schmale harte Hand Stein entgegen. Der Minister fühlt das leise nervöse Zittern der mageren Finger. Tief verbeugt er sich, richtet sich desto höher auf.

„Ich verspreche Eurer Majestät, daß ich mich auch selbst verleugnen werde, wenn es das Ziel verlangt." —

Fröhliche Ecke

Der Fresser. „Das Essen war gut! Deine Köchin hat gezeigt, was sie kann!"

„Du aber auch, alter Freund!"

*

Konservativ. „Seitdem mein Kanarienvogel tot ist, fühle ich mich ganz unglücklich!"

„Warum schaffen Sie sich nicht einen anderen an?"

„Ich kann mich so schlecht an neue Gesichter gewöhnen!"

*

Ein kritischer Gast. „Sagen Sie nichts über meinen Kaffee! Man schmeckt's doch wohl kaum, daß ich ihm etwas Malz zugesetzt habe?"

„Nein, er schmeckt eher, als wenn Sie etwas Kaffee zugesetzt hätten!"